

487040

Wald

Zeitschrift für die Kultur
❖ der Ostdeutschen ❖

JAHRG. III, NR. 19 / I. JULI-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

DR. R. F. KAINDL

BISMARCK UND ÖSTERREICH

HELENE BURMAZ

INTERMEZZO

DR. FRITZ MEDICUS LUCA PACIOLI ALS PHILOSOPH

GERDA MIESS

GEDICHTE

EMIL SIGERUS

SÄCHSISCHE WEBEREIEN

POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT

LITERATUR

BILDERBEILAGEN: SÄCHSISCHE WEBEREIEN

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Czaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 19 — Erstes Juliheft — 1921

Bismarck und Österreich

Von Professor Dr. R. F. Raindl-Graz

Großen Männern widerfährt es oft, daß kleine Menschen und kleine Zeiten an ihnen deuteln und sie nach ihrem Maß zurechtstutzen. Dies geschah auch mit Bismarck in seinem Verhältnisse zu Österreich. Sein ehrlicher Haß gegen Österreich vor 1866 wurde, nachdem das Bündnis von 1879 geschlossen worden war, verdeckt und verbrämt; sein treues und unerschütterliches Festhalten an Österreich und dem Bündnisse hat aber wiederholt zu zweifelnden, man möchte sagen, verdächtigen Bemerkungen und Ausführungen Anlaß gegeben.

Beides ist unstatthaft. Bismarck hat vor 1866 mit größter Kraft und Rücksichtslosigkeit seinen Plan, Österreich aus Deutschland zu drängen, verfolgt. Er hat aber ebenso unentwegt an dem Bündnisse gehalten, nachdem er dessen Notwendigkeit erkannt und es geschlossen hatte.

Bismarck war ursprünglich kein Gegner Österreichs, durchaus konservativ gesinnt, anerkannte er auch die bestehenden Verhältnisse und die Rechte Österreichs. Die nach den Stürmen von 1848 erfolgte Wiederherstellung des deutschen Bundes (Olmütz 1850) billigte er. Als er 1851 als Gesandter Preußens am Bundestag erschien, ging seine Anschauung dahin,

daß Preußen als gleichberechtigte Macht mit Österreich Deutschland beherrschen sollte; eine Aberein Stimmung Preußens durch Österreich mit Hilfe der Mehrheit des Bundes, also mit Hilfe der mittleren und kleineren Staaten, wies er jedoch zurück. Auch trat schon damals seine Anschauung hervor, daß Preußen zur rechten Zeit versuchen müsse, das engere Deutschland unter seine Führung zu einigen. Das Streben, sein engeres Vaterland zu erhöhen — er war damals und noch lange nachher vor allem Preuße — und einzelne verletzende Äußerungen österreichischer Staatsmänner stimmten ihn immer mehr gegen Österreich. Als Graf Thun damals bemerkte, daß Preußen durch Friedrich den Großen einmal das große Los gewonnen habe und sich dadurch verleiten lasse, seinen Haushalt jährlich auf die Wiederkehr dieses glücklichen Zufalles einzurichten, antwortete Bismarck, wenn diese Ansicht in Wien vorherrsche, dann werde Preußen nochmals in die bewußte Lotterie setzen müssen. Schon damals war Bismarck gegen den Eintritt Österreichs in den Zollverein, den Preußen bekanntlich mit anderen deutschen Staaten begründet hatte und der ein Vorläufer des engeren Deutschlands unter Preußens Führung war. So kam 1853 bloß ein

österreichisch-preussischer Handelsvertrag zustande. Während des Krimkrieges warnte er seine Regierung die schmucke seefeste Fregatte Preußen an das wurmstichige alte Orlogschiff Österreich zu koppeln. Schon trat er damals auch für eine Austragung des Kampfes um die Vorherrschaft mit Waffengewalt ein, wobei er das mit Österreich geschlossene Bündnis am 20. April 1854 zum Vorwand für die Aufstellung eines starken Heeres benützen wollte.¹⁾ Man ersieht schon daraus, wie weit Bismarcks Gegnerschaft gegen den Bruderstaat gediehen war! Daher berief ihn auch vor dem Ausbruche des italienischen Krieges von 1859 seine Regierung von Frankfurt zurück und schickte ihn als Botschafter nach Petersburg, weil man bei der warmen Teilnahme Süddeutschlands an dem Schicksal Österreichs Preußen am Bundestage nicht durch einen so ausgesprochenen Gegner Österreichs vertreten lassen wollte. Von Petersburg schrieb Bismarck am 12. Mai 1859 die berühmt gewordenen Worte, daß man das Bundesverhältnis „ferro et igni“ (mit Schwert und Feuer) werde ordnen müssen. Schon hatte er sich damals für die Formel entschlossen: zuerst Ausscheidung Österreichs aus Deutschland, dann fester Bund zwischen beiden Reichen. Da der Prinzregent Wilhelm diesen Ansichten widerstrebte, nahm Bismarck diese Nachricht mit Groll entgegen. Als damals angeregt wurde, Bismarck zum Minister des Aeußeren zu bestellen, äußerte sich Wilhelm: „Das fehlte gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird.“ Nachdem sodann Wilhelm, durch innere Konflikte genötigt, Bismarck 1862 zum Ministerpräsidenten ernannt hatte, setzte dieser sich sofort mit den ungarischen Emigranten in Verbindung. In der Budget-

kommission des preussischen Abgeordnetenhauses erklärte er am 30. September 1862, daß die deutschen Zustände nicht durch Mehrheitsbeschlüsse, Reden usw. sondern nur durch Blut und Eisen verbessert werden könnten. Die von Österreich 1862 vorgeschlagene Bundesreform bekämpfte er. Den österreichischen Gesandten, Grafen Karolyi, warnte er, sich auf Mehrheitsbeschlüsse des Bundestages zu stützen; Österreich sollte seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen. Je stärker damals in Österreich die großdeutschen Pläne sich geltend machten, um so schroffer trat Bismarck auf. Während in Wien damals die Militärkapelle überall die deutschen Volkslieder spielte und Schwarz-Rot-Gold überall sichtbar war, durfte in Preußen Arndts „Wo ist des Deutschen Vaterland“ nicht angestimmt werden und gegen das deutsche Dreifarb herrschte entschiedene Abneigung. Der Versuch des Kaisers Franz Josef, der sich damals wiederholt zu deutscher Gesinnung bekannte, am Fürstentag zu Frankfurt Deutschland eine neue Ordnung im großdeutschen Sinne zu geben, wurde durch Bismarck vereitelt. Er hielt seinen König vom Besuche des Fürstentages zurück. Mit welcher Leidenschaft er bei der entscheidenden Unterredung für seine Ansicht gekämpft hatte, beweist der Umstand, daß er beim Verlassen des königlichen Zimmers die Türklinke abbrach und in seinem Gemach ein Gefäß zerschmetterte, um sich Luft zu machen. Im folgenden Jahre (1864) wurde Österreichs Ansuchen in den Zollverein zu treten, wieder vereitelt. Im schleswig-holsteinischen Krieg täuschte Bismarck Österreich über seine Absicht, Schleswig-Holstein für Preußen zu gewinnen. Als er den Entscheidungskampf von 1866 begann, setzte er sich nicht nur mit Frankreich und Italien, sondern auch mit allen anderen Feinden Österreichs (mit Ausnahme der Polen)

¹⁾ Vgl. „Gedanken und Erinnerungen“ (Volksausgabe) I, S. 118.

in Verbindung, um im Notfalle mit allen Mitteln den Gegner niederzuringen.

So scheute also Bismarck vor keinem Mittel zurück, um den einmal gefaßten Plan, für sein engeres Vaterland die Vorherrschaft in Deutschland zu erringen, durchzusetzen.

Raum aber war dies geschehen, so setzte er ebenso zielbewußt den zweiten Teil seines Planes ins Werk: Deutschland wieder mit Österreich zu verbinden.

Gleich nach der Schlacht von Königgrätz äußerte er sich am 14. Juli zum französischen Botschafter Benedetti: „Ich will, daß wir Österreich ganz bekommen, Sie verstehen mich, zum Freunde in künftigen Tagen, und darum ist es gesund, das Naschen zu lassen.“

In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (20. Kapitel) erzählt er, wie er König Wilhelm von dem Plan, österreichische Gebiete zu erwerben, abbrachte. Da heißt es unter anderem: „Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt: Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein. Deutschösterreich könnten wir (das heißt Preußen) weder ganz, noch teilweise brauchen . . ., eine Verschmelzung des deutschen Österreichs mit Preußen würde nicht erfolgen. Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regieren sein.“

Im 21. Kapitel lesen wir über die Ablehnung russischer Wünsche (1876), die gegen Österreich-Ungarn gerichtet waren: „Unser erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den großen Monarchien zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren, als im Kampfe untereinander zu gewinnen hätten. Wenn dies zu unserem Schmerz zwischen Rußland und Österreich nicht möglich sei, so könnten wir zwar ertragen, daß unsere Freunde

gegeneinander Schlachten verlören oder gewinnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde.“ Das heißt, also mit anderen Worten: eine Zertrümmerung Österreich-Ungarns ist nicht im Interesse des Deutschen Reiches gelegen.

Und 1879 erreichte Bismarck als einen Ersatz für den großen von den Großdeutschen von 1848/49 ersehnten mitteleuropäischen Großstaat das Bündnis zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche. Er hat nicht bloß das völkerrechtliche politisch-militärische gewünscht, sondern ein staatsrechtliches, innigeres und reicheres. M. Busch erzählt in seinem bekannten Buche „Unser Reichskanzler“ Bd. I, S. 454 (Leipzig 1884), jedenfalls im Einverständnis mit Bismarck und auf gutes Material gestützt, folgendes: „Er (Bismarck) wollte zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn „ein öffentliches verfassungsmäßiges Bündnis gegen eine Koalition“ herstellen, das „durch Mitwirkung aller konstitutionellen Faktoren zustande gekommen, auch nur durch solches Zusammenwirken, also nur mit Zustimmung in Deutschland des Kaisers, des Bundesrates und des Reichstages, in Österreich des Monarchen und der Vertretung von Zis- und Transleithanien, auflösbar sein sollte.“ Vorbereitende Schritte nach diesem Ziele blieben unter Beust erfolglos. Andrassy ließ Besseres hoffen. Diese Hoffnung erfüllte sich in Gastein und Wien. Andrassy nahm den Gedanken Bismarcks im großen und ganzen wohl auf. Nur wollte er von der Öffentlichkeit und Verfassungsmäßigkeit des damit angestrebten Bündnisses abgesehen wissen. Gegen die Verfassungsmäßigkeit scheinen den Österreichern verschiedene Bedenken und vielleicht vor allem die Art und Natur ihres Par-

laments, die Parteiverhältnisse in Wien und Böhmen und die Besorgnis vor der Neigung vieler Abgeordneten, ohne genügende Kenntnis der Umstände zu tadeln und zu mäkeln, gesprochen zu haben. Nichtöffentlichkeit mochte ihnen aus ähnlichen Gründen erwünscht sein.“

Eine wichtige Ergänzung zu dieser Darstellung bot Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 14. März 1885 („Die politischen Reden des Fürsten Bismarck“, 11. Bd., S. 98 f.) Als die Abgeordneten Richter und Windthorst ein innigeres Verhältnis zu Österreich forderten, erklärte Bismarck: „Ich bin auch nicht dagegen, und ich habe, wie Sie aus den Zeitungen wohl schon früher ersehen haben werden, schon vor Jahren in Österreich den Vorschlag gemacht, oder wenigstens die Frage angeregt, ob es möglich sein würde, solche pragmatische Einrichtungen, sei es auf dem Zollgebiet, sei es auf anderem Gebiet zu treffen und dadurch die Lücke zu decken, die der Abgeordnete Windthorst zu seinem Bedauern durch die Ereignisse von 1866 in die deutschen Beziehungen gerissen fand. Wir haben aber bei näherer Prüfung gefunden, daß, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die bei uns eintreten könnten, in den österreichisch-ungarischen Verhältnissen noch sehr weit größere liegen, und daß es für die dortige Regierung, die ganz bereit wäre, darauf einzugehen, doch zweifelhaft sein müßte, ob sie die nötigen Bewilligungen der Körperschaften, deren sie dazu bedarf, finden würde. Also, darüber brauchen die beiden Herren mit mir nicht Händel zu suchen; es ist nur nicht alles, was die Herren uns vorwerfen, so leicht auszuführen, wenn man der Sache praktisch näher tritt.“

Ebenso äußert sich Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ über seine

Absicht einen „organischen Verband, der der Gesetzgebung beider Reiche einverleibt und nur durch einen neuen Akt lösbar wäre,“ herbeizuführen. Dazu bemerkt er: „Ein Bündnis unter gesetzlicher Bürgschaft wäre eine Verwirklichung der Verfassungsgedanken gewesen, die in der Paulskirche den gemäßigten Mitgliedern, den Vertretern des engeren reichsdeutschen und des größeren österreichisch-deutschen Bundes vorschwebten.“

Bismarck wollte also das schon im Jahre 1848/49 geplante staatsrechtliche Bündnis mit reichem Inhalt. Da es nicht gelang, und auch nicht mehr gelingen konnte (Widerstand der Magyaren und Tschechen usw. gegen dasselbe), hat er es freilich für klug gehalten, sich mit dem Erreichten abzufinden.

Daß dieses Bündnis von allen Feinden Österreichs und Deutschlands bekämpft wurde, ist verständlich. Aber auch in deutschen Kreisen fanden sich Gegner, besonders als gefährdrohende Verwicklungen sich zeigten. Hatte schon die Hilfe, die das Deutsche Reich im Jahre 1908 der Donaumonarchie geleistet hatte, manche Bedenken gegen Österreich und das Bündnis mit Österreich erregt, so werden nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges noch härtere Urteile und Anklagen laut. Darnach hätte Österreich durch seine ungeschickte und rücksichtslose „Pandurenpolitik“ den Krieg leichtsinnig hervorgerufen und Deutschland mit hinein gerissen. Es sei das Verhängnis Deutschlands gewesen, nicht heizzeiten die Habsburgermonarchie zertrümmert und deren deutsche Teile an sich gezogen zu haben. Deutschland habe sich für Österreich geopfert. In einer angesehenen reichsdeutschen Zeitschrift wird über das „verschwommene Gefühl“ geklagt, daß die ganz überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes verleitet hat, der „Theaterphrase von der Nibelungentreue“ zuzu-

jubeln, die von einem „schlaun Partner ausgebeutet“, das Deutsche Reich in furchtbares Elend gestürzt hat. Andere Stimmen führten noch näher aus, wie man die Donaumonarchie, die keine historische Sendung mehr besaß, hätte aufteilen müssen, Deutschland hätte die deutschen Länder an sich ziehen sollen, die anderen wären samt dem Balkan an Rußland zu überlassen gewesen. Zwischen Deutschland und Rußland wäre so die Freundschaft erhalten worden, denn der russisch-deutsche Gegensatz sei nur dadurch hervorgerufen worden, daß Deutschland den Habsburgern in starrer Verblendung in allen Balkanfragen die Stange gehalten hatte. Durch die vorgeschlagene Teilung wären Böhmen, Mähren, Schlesien deutsch geblieben. Triest und die deutschen Teile Südtirols hätten dem deutschen Volke erhalten bleiben können.

Zur Rechtfertigung dieser Anschauungen beruft man sich auf Bismarck. In einer solchen Ausführung konnte man lesen: „Der Starke ist am mächtigsten allein: Man lese Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘, in denen er warnt, das Bündnis mit Österreich zu überschätzen und als für die Ewigkeit geschmiedet zu betrachten. Was dem gewaltigen Staatsmann nur Mittel des augenblicklichen Zweckes war, wurde von den Epigonen in der Wilhelmstraße als Evangelium betrachtet, deshalb haben sich die Hohenzollern für Habsburg verblutet.“ Nicht zum erstenmal sind hier die Gedanken Bismarcks gerade von jenen entstellt worden, die ihn am häufigsten im Munde führen.

Wohl hat Bismarck als vorsorglicher Politiker auch die Möglichkeit im Auge behalten, daß das Bündnis von 1879 infolge besonderer Umstände (man denke nur an den offenen Widerstand der Tschechen usw.) gelöst werden könnte. Nie hat er aber einer Lösung des Bünd-

nisses das Wort gesprochen, um sich Rußland zu nähern. Hier einige Ausführungen Bismarcks:

Am Ende des 21. Kapitels seines politischen Testaments (der in seinen letzten Lebensjahren geschriebenen „Gedanken und Erinnerungen“) betrat Bismarck die Bedeutung der Freundschaft Österreichs für die Stellung Preußens in Deutschland und ermahnt die Deutschen Österreichs alles zu unterlassen, was das innere Gefüge der Monarchie erschüttern könnte. Denselben Zweck verfolgte seine Rede an die Deutsch-Österreicher vom 15. April 1895.

Ebenso bedeutungsvoll ist folgende Ausführung Bismarcks (Kapitel 29): „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesezt werden kann.“

Am 10. Juli 1892 sagte er: „... Ich rechne unser heut bestehendes Bündnis mit Österreich-Ungarn zu denjenigen Reichsinstitutionen, an denen uns allen liegt, und die wir alle zu pflegen entschlossen sind. Es ist eine alte geschichtliche Tradition: wir haben seit Jahrhunderten mit Österreich-Ungarn zu demselben Reich gehört. Es ist das ein historisches Vermächtnis der Vergangenheit, aber auch ein Bedürfnis der modernen Politik. Ich rechne darauf, daß wir den österreichisch-ungarischen Freunden, diesem verbündeten Reiche, alle Treue halten werden in jeder Not und Gefahr, die es bedrohen könnten. Ich habe an diesem Bündnis nicht ohne große Schwierigkeit gearbeitet, und es ist eine ungeschickte Verleumdung, wenn man behauptet, es sei mir leid, und ich wolle dieses natürliche, im europäischen Gleichgewicht nötige Bündnis schädigen, das

ich für fest begründet halte in unseren nationalen Antezedenzen und unseren heutigen Bedürfnissen, und zu dem wir immer wieder zurückkommen müßten. Wir haben uns mit Österreich, wie sie dort sagen, ‚gerauft‘, fast in jedem Jahrhundert einmal, aber wir sind immer wieder als Brüder zusammengekommen und werden es, so Gott will, jetzt bleiben.“

Ganz ähnlich äußerte er sich am 24. Juli 1892: „Ich habe im Jahre 1879 das Bündnis nicht ohne große Anstrengungen herbeigeführt, und ich erkläre es für eine große Lüge, wenn heute behauptet wird, ich sei plötzlich ein Gegner desselben geworden . . . Wir sind durch das österreichische Bündnis nach Osten und Westen gesichert, namentlich aber auch gesichert gegen Velleitäten einer veränderten österreichischen Politik. Ich habe in Wien immer dafür plädiert, daß die Österreicher es ihrem eigenen Interesse entsprechend finden möchten, wenn wir mit Rußland so viel Fühlung behalten, daß wir auch den Frieden zwischen Österreich und Rußland fördern und erhalten können. Wird der Friede gebrochen, so müssen wir auch schlagen. Es ist also auch unsere Sache, wenn Österreich mit Rußland in Krieg gerät, und nicht allein diejenige Österreichs. *Tua res agitur, paries cum proximus ardet.*“

Aus anderen Äußerungen Bismarcks aus dieser Zeit, sei nur noch seine Ansprache vom 1. Juli 1894 erwähnt, in der es heißt: „Der Krieg (von 1866) wurde ja nur bis an die Grenze des notwendigen Bedürfnisses nach Auseinanderetzung geführt. Sobald wir in Wien so viel erreicht hatten, daß wir

unsere deutsche Sache allein machen konnten, fühlten wir nur das Bedürfnis, Österreich so stark zu erhalten, als es bisher war, und vielleicht noch stärker zu machen, denn wir gehören doch zueinander, wir im Norden und die Süddeutschen mit Einschluß unserer Landsleute in Österreich.“

Bismarck hat also stets und immerdar Österreich das 1879 geschlossene Bündnis treu einhalten wollen. Und daran darf uns auch nicht der von ihm ohne Österreichs Wissen mit Rußland geschlossene „Rückversicherungsvertrag“ von 1887 irre machen. Bismarck hat stets betont, daß dieser Vertrag nicht gegen Österreich gerichtet war und es liegt auch gar kein Grund vor, etwas anderes anzunehmen. Nur Österreich abgeneigte reichsdeutsche Kreise und die sogenannten Katastrophepolitiker in Österreich¹⁾ legen sich die Verhältnisse anders zurecht. Sie werden durch die oben angeführten Äußerungen Bismarcks widerlegt. Bismarck hat unstreitig den innigsten Verband der mitteleuropäischen Staaten im Sinne der alten Großdeutschen gewollt. Freilich hat er die von ihm selbst durch den Schritt von 1866 veranlaßte Entwicklung nicht mehr rückgängig machen können. Das ist das tragische Moment seiner Politik! So ist 1866 die Veranlassung zur Katastrophe von 1918 geworden.²⁾

¹⁾ Also jene, die an eine Zerschlagung Österreichs dachten, um die deutschen Teile mit dem Deutschen Reich zu vereinigen.

²⁾ Vgl. meine Schrift „1848/49—1866—1918/19. Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung.“ (München, 1920.)

Intermezzo

Ein Monodialog nach dem gleichnamigen bekannten Bild von W. Krauß.

Von Helene Burma3.

Lola kniet vor einem Sessel und spielt mit ihrem Hündchen. Das ist ein verwöhnter, alkluger, hellgrauer Seidenpintsch, in dessen etwas gelangweilter Zärtlichkeit seine Beurteilung der Lage liegt, und zwar, daß bei dem Spiel Lolas Vergnügen fast größer sei als sein.

Der Raum ist im vorderen Teil deckenbeleuchtet. Die Einrichtung besteht aus mit blauem Damast bespannten Muschelsühlen, einem dazu gehörigen Sofa und Tisch aus leuchtend rotbraunem Kirschenholz. Ein dichter, hellgrauer Smyrnateteppich macht jedes Schreiten unhörbar. Links im Vordergrund ist eine Türöffnung mit einem Vorhang des gleichfarbigen Damastes verhängt.

Lola, eine mittelgroße, zarte Erscheinung; sie trägt ihr feingeschnittenes, rotlockiges, hochgekämmtes Köpfchen gerne etwas in den Nacken geworfen. Ihr Gewand ist tief ausgeschnitten, oben anliegend, der Rock dagegen weit abstehend gehalten, im Geschmack des nachnapoleonischen Zeitalters. Das Kleid, in Wolanté geschnitten, sonst ohne jede Verzierung, ist Seide von leuchtendstem Grün, in den Falten rote Widerscheine. Das Kleid läßt unten den zierlichsten, schwarz seidenbeschuhten Fuß erblicken. Lolas Haut ist hell, ihre Gesichtsfarbe matt und rötet sich im Laufe der Handlung kaum merklich.

Lola läßt den Pintsch von einem Sessel zum anderen springen und belustigt sich sehr, wenn er durch seine überlange Mähne und Rumpfschaare gehindert, ungeschickt tut.

Während dieses Spieles ist der Pierrot lautlos zur Türe hereingetreten. Er steht eine Weile, den Anblick in sich trinkend, vor dem blauleuchtenden

Schimmer des Damastes. Sein Anzug ist von schwerem weißen Atlas, gepuzt mit schwarzem Sammt. Er trägt Halbschuhe aus schwarzem Lack. Er ist kaltweiß geschminkt, hat schwarzgezeichnete eng zusammenstoßende Brauen und sieht dadurch oft etwas finster aus. Er hat einen brennend roten, sehr ausdrucksvollen Mund. Sein Haar ist durch eine eng anliegende schwarze Seidenmütze verborgen. Man verschwendet keine fragenden Gedanken über Haarfarbe und Raffentypus, so viel ist sicher, daß Abstammung, Erziehung und das Leben dem Gesicht jenen unbeschreiblichen Zauber verliehen haben, der erstaunen läßt, begegnet er uns flüchtig und der oft allein befähigt unsere Spannung dauernd einem Menschen zu sichern. Die Schminke verleiht dem Gesichte zunächst etwas Maskenstarres.

* * *

Der Pierrot (ruft in einer Freude, die auf dem weiten Weg vom Herzen bis zu den Lippen der lauenden Angst begegnete, diese niederrang und weiterstürmt) Lola!

Lola (wendet sich jähe um und schieht erst vor der menschlichen Erscheinung, dann vor der Maske und schließlich den Mann erkennend, zutiefst erschreckend in den hintersten Winkel des Gemaches).

Der Pierrot (lächelt etwas gequält, will auf sie zugehen, bleibt aber nach einem Schritt stehen): Ich bins, du fürchtest dich doch nicht vor mir, meine Lola — — — nur seltsam scheint's, dünkt dich die Narrentracht. Früher versprach ich dir, doch einmal so zu kommen. Kein Kleid wie dieses macht den Bettler wie den König gleich, denn aus der

weißen Krause schaut mit großem Blick der Mensch. — Nur der Mensch; — und doch erkennt in keinem Kleid den Bettler oder König man so sehr. Und nun ist Karneval. — — Zwar ist es wahr, auch niemals kam so ernst ich zu dir her, wie gerade jetzt. (Er sieht sie mit etwas gehobenem Rinn sehr forschend an.)

Lola (hat sich aus ihrer Aufregung allmählich beruhigt, kommt zögernd hervor und ladet ihn mit einer höflichen Handbewegung ein, auf dem gegenüberliegenden Sofa Platz zu nehmen. Sie selber setzt sich auch und versucht, das Hündchen bei sich zu behalten, das ihr jedoch in unzeitgemäßem Temperament immer wieder entwischt. Ihre Augen irren demnach in wechselndem Interesse vom Mann zum Hund, wobei der Pintsch ihre Teilnahme in weit höherem Maße zu verdienen scheint).

Der Pierrot (hat sich lässig hingestreckt, doch der ferne Glanz in seinen Augen steht in merkwürdigem Gegensatz zu der kühlen Grazie seiner Haltung — — er lächelt etwas malitös): Du scheinst ja sehr gespannt zu sein. Ich will dich armes Kind nicht länger quälen. Hör, — (etwas zögernd) — ich hab mir nämlich eine wundervolle Wirkung ausgedacht: zu Ende dieser Woche ist im Palast des Grafen Paz ein großes Fest. Rehrans des Karnevals ist die Devise. Geladen ist die ganze Stadt. Doch nein, bewahre, nicht die ganze, doch eben aller Adel, also das, was sie uns eben ist. Nun sollen alle nur in voller Maske kommen. Erscheinen dürfen sie in Kleidern aller Zeiten, aller Völker, ein einziger Zwang nur gilt dabei. Die Farben dürfen just nur schwarz und rot sein. Der alte Graf, so meinte er: rot glühend, wie die Liebe eines freien Herzens und dann schwarz, wie Nacht und Tod. Nun werden, wie du weißt, bei strengster Diskretion die Gäste von der Dienerschaft im blauen

Zimmer in Empfang genommen und ganz willkürlich von der hohen Galerie nicht nach der Reihe des Erscheinens, sondern wohl in bunter Folge, den Versammelten gekündigt. Und so hab ich mirs gedacht: (er sieht ihr bei den folgenden abgemessenen Worten fragend ins Gesicht) Der Herold von der hohen Galerie soll uns als Brautpaar melden — — — — — denk, unsere beiden Namen, die bisher nur wohl, verstoßen Zischeln kaum verband, herniederrollen lassen in Verbindung wie glühend zündend Blitzesballen ins Gewoge. Und wir sind mitten unter ihnen (mit zunehmender Lebhaftigkeit) und die Zungen gehen freier doch als sonst und wir beide gehen mitten unter sie hinein und hören tief vergnügt die wahren Segenswünsche unserer lieben Freunde. — — Ist das nicht wundervoll erdacht? — — Hör weiter: wie ich das immer schon gekonnt, erfahr auch diesmal ich die Masken derer, die uns wohl am meisten und doch am wenigsten bekannt. Von Arabella etwa, von Pietro und Camilla, die zöge ich mit scharfgeschliffenem Zungeneifer auch bald in ein Gespräch — — ach Kurzweil kaum zu denken und viel zu viel für eine einzige Nacht. — — — — — Denn Hauptsach sind doch wir; nein, du allein. (Er hält inne.) Doch warum sagst du gar nichts, meine Königin?

Lola (sieht dicht an ihm vorbei, wie in weite Ferne).

Der Pierrot: Nun wohl, ich lasse dir Zeit, es ist ja alles neu dir, muß dir neu sein und die Gedanken eines Weibes, blitzschnell und zauberschnell gar oft, wo wir es wenig wünschen würden, sie schreiten lässig oft, wo unsere Ungeduld es heiß herbeisehnt. So denk denn ruhig nach und wenn du endlich sprichst, dann wette ich, kommt was doppelt hübsches aus dem Gehege dieser schmalen Lippen. (Plötzlich versonnen.)

Ein Etwas fiel mir eben ein, ich will es dir erzählen:

(Träumerisch) Im tiefen Urwald einer Tropenwelt, da gibt es eine Orchideenart, die eine kurze, kurze Spanne Zeit zu leben hat. Und sie erblüht nach einem heißen feuchten Sommertag, wenn untergehend rot der Sonnenball sich färbt und blüht, bis diese dann im dunkelblauen Meere ganz versinkt. Das wissen die Malaien der Umgebung und weil ihr blutig rot geflammtet Kelch so voll Geheimnis ist und weil die Wunderpracht des saftigen Gefüges so recht ins Märchenland gehört, so haben jene Menschen ihr Geheimnis einst belauscht, denn pflückt man sie in dieser Dämmerstunde, so bleibt sie rätselvoll noch lange lange duftend klar und frisch, die sonst doch flüchtiger, als alle ist. — — — Ich seh den langen Zug der gelben Mädchen auf dem feuchten Waldsteig, sie gehn in flachen Schuhen aus dem feinsten Bast und rotbeändert schwenken ihre Tücher um die Hüften. Sie singen langgezogene Töne, um die Affen tiefer in den Wald zu schrecken, um das ewig gleiche Schrillen der Zikaden zu ertönen. Dann sind sie an der Stelle und jede kniet wohl in das üppig wuchernd krause Kraut. Dann wartet jede vor den Knospen und sieht der Sonne, die verschwindet nach. Und dann, dann sieht sie staunend dieses Wunder: das duftend Blut beginnt zu rieseln, die Wunde öffnet sich, die Augen gehen auf und gehen über und nach wenigen Minuten schon brennt sie in der ganzen Fülle ihrer Wunder. Dann nicht mehr gezaudert, daß von dem überstarken Duft der Sinn ihr nicht umgaukelt werde. Dann schnell gepackt, so viel es gilt und zu der Schwester hingetragen. Denn die macht heute Hochzeit. In diese Zeit geht alles junge Weibsvolk da zum Mann. Sie schmücken damit seine neue weiße Mattenhütte aus und zur Nacht schon finden dann die Liebenden

in Dufteschwaden eine Zauberstätte; wo sie der Blumenstille nach den Viertelzeitlauf eines Monats verbringen. — — — Nichts als Liebe und Duft, des Tags ein wenig Sonnenglut, des Nachts ein wenig Sternenschein und Speisen von den Müttern dargereicht durch ein Versteck. — — — Die ganze Zeit nur Duft und Liebe. Und diese Blume sonst so zart verwehlich als treue Hüterin des Liebesheims verschwendend spendend immer wieder Duft und Glut. Doch wenn die Zeit vorbei — die Gatten merkens an den kühleren Düften — dann nehmen sie die neuen Körbe her und tragen diese Blumen in das Meer. Wenn der Sonnenball versiegend eintaucht in die Wasserflut, so darf dem Meere sich jene purpurrote Blume dann vermählen.

So dacht ich, bin auch ich: pflückt man mich nur zur rechten Zeit, so bin ich unerschöpflich reich zu spenden in der Liebe, doch wenn man es versäumt, verblühe ich den Vögeln nur zum Auf mein duftverhauchend Flammenleben.

Ob du mich wohl verstehst? — — — Willst du mich denn verstehen? Dein Blick kehrt nicht zurück aus jenen Fernen! (Indem er sie betrachtet, bekommt er einen härteren, entschlosseneren Gesichtsausdruck.)

Und eifrig muß es sein in jenen Regionen, kein herzwarm Fühlen dringt bis dahin vor. Nur was ihm feind ist, Gedanken nur, berechnend Wägen und ein kalt Betrachten. — — — Wann es denn also nichts weiter als Gedanken sind, so sprich sie dennoch aus, du hochgestieltes Wesen. Du schüttelst leise den Kopf. Nun gut, gewinne denn Berührung meines brennenden Geblüts dich meinem Leben wieder. (Er preßt die Hände zusammen.) Doch wehe, meine Hände sind von Eisesfalte und vom inneren Brennen kein Wortgeflüster und kein Blickgefunkel kann dir Kunde bringen. — — — Doch du

warst ja nicht immer so, fast wollte ich, du wärst gewesen, mir wäre wahrlich besser heut. (Grüblerisch fortfahrend.)

Heut Nacht auch lag ich, wie all die trüben Nächte lang, seit uns jenes sommerliche Fest im Parke meines Vaters wieder zueinander brachte. Ich lag so still und gottergeben da und hat mir nichts aus, als ein wenig Schlaf, ein wenig kühlen leisen Schlaf. Mir schien so wenig, was ich bat. — — Und sank auch wohl in einen Traum. Da fuhr urplötzlich eine Flammenhand mir klatschend auf den Leib und wo sie traf, da brannte es. Und dieser Brand fraß weiter sich und schnell, wie es im reifen Korn wohl ist. Laut prasselnd dann stürzten viele Fäuste sich auf meinen Leib, der festgebettet lag und sich nicht wehren und nicht rühren konnte. So ward ich denn in kurzer Zeit ein Raub der Flammen, mein Atem ward ein Feuerhauch, aus meinen Haaren knisterten die Funken und meine Fingerspitzen konnten blinkend helle Feuerzeichen geben. Ich kämpfte, stöhnte, flehte, wand mich hin und her. Umsonst, ich brannte, brannte ganz und gar und es half alles nichts. Zulezt gab ich mich hin und dachte, daß es wohl schön sei, wenn jene Flammen nicht nur von Erinnerung, sondern auch von Hoffnung leben könnten. — — Von Hoffnung?! Darf ich, kann ich hoffen, du Königin der Flammen, mit deinem brennenden Geriesel um das Haupt?

Vergehend war der Sommer bei dem Fest im Garten meines Vaters. Was tat das mir, du warst ja auch gekommen und in mir war eine Kraft, aus alterndem Gesträuch den vollen Frühlingssaft zu pressen. — — Wir schieden von den andern, wie schon oft vordem, ich zog dich durch die langen Baumalleen und hielt dann deine Hand fest in der meinen, die eben erst aus der des jungen Grafen ich hatt gelöst. Am Ende der Allee, da war die freie Wiesenhügelkuppe. Man

sah von da im Sternenschein das nebelfeuchte Flimmern unseres Schlangelstufes mit Wiesen und Gesträuch, man sah die vielen hellen Lichter unseres Schlosses. Und über uns wie mächtiges Gebrause Sternenschein. Und wir so arm und klein, doch beieinander, wir; wir beide, du an mich gelehnt, wie ein fürchtend Kind, ich innerlich dir zugewandt, wie noch nie zuvor. Dann gingen wir ganz still, wie Kinder sind, zurück zum Fest. Das war die Stunde meines Schicksals, damals fühlte ich zuerst, was später nur zu oft: immer werde ich mich fürchten in der Welt, immer stehe ich allein unter dem Sternenzelt, wenn du dein leuchtend Köpfchen nicht an mich geschmiegt: da darf durch dich ich klein und schwach, da kann ich stark und kraftvoll sein, wie nur in dir. — — — (er versinkt in brütendes Sinnen, sein Blick irrt dann suchend zu Lola, die wie abwesend an ihm vorbeistarrt. Er schreit dann):

Hör mich doch Lola, welche Sprache sprech ich denn, wenn du sie nicht verstehst, in welche Ferne bist du denn enteilt? So liebst du mich nicht mehr! Liebst du den Grafen, o warum sprichst du nimmermehr? O du, du weißt es gut, welch scharfe klipp und klare Antwort doch zuweilen Schweigen ist! Wer hat dich mir entfremdet, nenn ihn mir, ich forder ihn vor meine Klinge, nenn seinen Namen, ich beschwöre dich! Nicht doch, ich will ihm ja nichts tun, es könnt dich ja nur kränken, nein ringen will ich mit ihm mit andern Waffen. Am Ende ihm ablauschen, wie er schreitet, jede kleine Geste mach ich nach ihm, damit es dir ja nur gefällt (er hält entsezt inne und fährt sich über die Stirn), nein, nein (er lacht schrill auf), es kann ja gar nicht sein, ich war ja noch bei meinem wüsten Traum. Denn ich erinner mich, ich weiß es, in der Liebe gibt es ferne Länder, die sich unbekannt. Raum kann ein Licht-

signal von einem in das andere dringen und doch, wenn der Heilige unseres Sinnes es will, so können wir sie eng in Windeseil durchmessen, vom äußersten Ende bis zu mir her in wenigen Sekunden, nur das Zauberwort, das muß man kennen (für sich), nur das Zauberwort, das muß ich finden.

(Er schweigt und auf die Beiden und auf den Raum legt sich gleich einem Bann eine drückende Stille, die drohende Fittiche zu bergen scheint und immer weitere Kreise zieht. Als er wieder zu sprechen beginnt, fallen seine Worte spröde klirrend wie zerbrechendes Glas. Er murmelt in Starrheit vor sich hin.)

Jetzt weiß ich, was es ist. Du hast noch deine Stunde nicht erlebt. Ich weiß auch, wie das ist. Das ganze Leben ist dir eine Reise. In einem weich gepolsterten Wagen, heidi in den Frühling hinein. Es naht ein blühender Hain, du jauchzt, eine Stadt öffnet gastlich ihre Tore, eine Burg winkt von der Bergeszinne. So geht es weiter. Du bestiebst dir alles und findest alles reichlich interessant. So fliegen Wiesen, Berge, Seen und Heide an dir vorbei und eins ist immer schöner als das andere, weil es doch alles so ganz anders ist. Wenn aber einmal eine Stadt dir ihr Tor nicht wieder öffnen wollte? Was dann, du bliebest dann darin gebannt?! Doch kann das ja nicht sein, denn lachend flüsterst du das Zauberwort, das dir die Tore wieder öffnet. Du kennst das Zauberwort, die dumme Stadt hat es ja selber dir gestanden, im Traume hast du es gesehen. Und das ist dein Geheimnis, du hast den Schlüssel, du sagst das lösende Wort. Und immer rastlos weiter, wie toll und flüchtig auch dein Sinn.

(Jedes Wort sehr ernst und bedeutungsvoll und ganz in anderem Ton als bisher.) Ich habe dir das wahre Gesicht meiner Seele gezeigt. Du kennst das Zauberwort und was bleibt mir? Und

doch (weich) ich möchte es nicht anders haben. Was bist du gegen mich, du hast noch keine Schicksalsstunde je erlebt.

(Er springt plötzlich auf.) Darum muß ich dich töten Lola, denn du darfst so nicht weiter stürmen, ich hab ja nichts mehr zu verlieren, aber die andern, die kommen, die können noch sehr viel verlieren.

(Lolas Gesicht ist nicht mehr Ent-rückttheit, sondern ein sinnliches ver-stehendes Lächeln und etwas wie böse Verachtung umspielt ihre Lippen, sie rückt den Stuhl weit ab, nimmt den Hund hoch und ihr Gesichtsausdruck steigert sich allmählich bis zur wohlküstig genossenen Grausamkeit.)

Der Pierr ot (geht mehrmals furcht-bar erregt im Zimmer auf und ab, dann sinkt er plötzlich, wie vom Blitz getroffen vor ihr nieder und trachtet trotz ihrer abwehrenden Handbewegung ihre Kniee zu umfassen und flüstert mit flehendem Cantabile der Stimme): O nein, Lola, verzeih dem armen Teufel solche Lästerreden, schau, ich will ja nur manchmal um dich sein dürfen wieder, sieh ich will dir ja in allem so sehr zu Willen sein, will trachten hauchleises Wünschen zu erspähn. Nur verbanne mich nicht wieder in die einsame Nacht hinaus. Will auch gar nichts von dir verlangen. Keiner versteht dich, wie ich. In mir hast du alles, was immer du von Mensch und Tier nur je verlangen magst, ich will dir Diener und Gefährte sein, nur stoße mich nicht von dir. Ich will dir tausend schöne Geschichten erfinden, daß dich Langweile flieht. Ich will dich auf fremde Meere, in ferne Länder führen, wir reisen — — in das — — Land — der — Orchideen (leidenschaftlicher); sieh ich kann ohne dich nicht sein, du mußt wieder mein werden, tief wollen wir wieder versinken in die dunkelblaue Dämmerung unserer Seelen und ich will dich lehren, was träumen heißt von brennenden Küssen. — — —

(Lola stampft ungeduldig mit dem Fuß, der Pierrot fährt zurück, richtet sich halb auf, steht zu ihr empor, seine Züge füllt Entsetzen, er stößt verzweifelt hervor):

Lola, du willst mich ja vernichten!

(Er bedeckt das Gesicht mit den Händen und sinkt längelangs zu ihren Füßen nieder).

(Lola bleibt ganz ruhig in ihrer früheren Stellung.)

Wie das Bild.

Luca Pacioli als Philosoph

Von Dr. Fritz Medicus

Professor an der Eidg. Techn. Hochschule in Zürich

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Weltbetrachtung, von Leonardo da Vinci in umfassenden und tiefgründigen Studien, doch wesentlich nur um seiner persönlichen geistigen Bedürfnisse, nicht um der des Zeitalters willen, ja sogar nicht ohne Heimlichkeit erarbeitet, wurde erst lange nach seinem Tode zu einer die allgemeine Kultur mitbestimmenden Großmacht. Ganz ohne Empfänglichkeit für seine Gedanken war indessen auch das ausgehende Quattrocento nicht. Einige Wenige, denen er die Anregungen gegeben hat, haben schon damals, wenn auch in bescheidener Art, dem neuen Geist gehuldigt. Wohl der bedeutendste unter ihnen war der Franziskaner Luca Pacioli (Paciolo, Paccioli, auch Luca di Borgo) — ein zwar nicht genialer, doch der dauernden Erinnerung nicht unwürdiger Mann. Die Nationalökonomie nennt seinen Namen mit Auszeichnung: Siebeking rühmt ihn als denjenigen, der „die ersten bedeutenden Sätze über die Buchführung“ geschrieben hat („Mittlere Wirtschaftsgeschichte“). Wie in den Lehren, von denen im folgenden gesprochen werden soll, zeigt Pacioli auch hier das Bedürfnis, das mathematische Wissen aus der abstrakten Sphäre in die konkrete Welt überzuleiten und sie da fruchtbar werden zu lassen, — d. h. seine wissenschaftliche Gesinnung weist ihn in die Richtung, als deren kühnste Mani-

festation die mathematisch-naturwissenschaftliche Weltbetrachtung zu gelten hat.

Pacioli selbst kann freilich kein kühner Denker genannt werden. Seine Thesen haben nichts Aufregendes, er zieht keine großen Konsequenzen; er ahnt auch nicht, daß die Vorzugsstellung, die er der Mathematik über allen anderen Wissenschaften anweist, seinem katholischen Glauben gefährlich sein müßte. Dem ihm gleichalterigen Leonardo da Vinci steht er mit grenzenloser und herzlicher Bewunderung gegenüber. Und dieser hat das harmlose und doch auch kluge Mönchlein offenbar gut leiden mögen, ihm bei seinen wissenschaftlichen Bemühungen gerne geholfen, ihm sogar die Figuren zu einem mathematischen Werke gezeichnet, aber alles vermieden, was den Frieden seines mittelalterlichen Bewußtseins hätte stören können. Vielleicht hat er es gerne gesehen, wenn Pacioli Mathematik und Ästhetik eng zu verbinden suchte. Er selbst, Leonardo, bemerkt in seinen hinterlassenen Papieren einmal, daß die Mathematik nur von Quantitäten handelt, nicht von der Qualität und darum nicht von der Schönheit; aber gewiß hat sich ihm nicht verborgen, daß mit einer bloßen Scheidung der Gebiete noch nicht alles gesagt war.

Pacioli war um 1450 in Borgo San Sepolcro im toskanischen Apennin geboren. Dort war der etwa 30 Jahre

ältere Piero della Francesca zu Hause — auch er ein mathematisch gebildeter und theoretisch interessierter Maler; durch ihn empfing Pacioli die Vorbereitung auf den Einfluß, den später Lionardo auf ihn gewinnen sollte. Sein (übrigens nicht durchgehends sicher bekannter) Lebensgang (wie Lionardo soll auch er den Orient gesehen haben) hat ihn durch viele Klöster in allen Theilen Italiens geführt; von 1496—99 war er in Mailand. Er nahm hier an den Sitzungen der Akademie teil und pflegte insbesondere die Beziehungen zu Lionardo. Mehrere Jahre später traf er ihn in Florenz wieder, und auch hier entspann sich freundlicher Verkehr. In seinen Schriften nennt er ihn sehr oft. Sein mathematisches Hauptwerk ist die „Summe der Arithmetik, Geometrie, Proportionen und Proportionalitäten“ (*Summa di arithmetica, geometria, proportioni e proportionalita*, Venedig 1494). Wichtig für uns ist das Buch über den goldenen Schnitt (*Divina proportione*), für das er sich der Unterstützung durch Lionardo zu erfreuen hatte. Es entstand 1497 in Mailand; gedruckt wurde es zusammen mit einer 1509 geschriebenen Abhandlung über die Architektur in ebendiesem Jahre in Venedig. Auf die Theoretiker der bildenden Künste haben diese Schriften im Cinquecento einen wenn auch nicht tiefen, so doch nicht ganz unbedeutenden Einfluß gehabt.

Pacioli lehrt, hierin ganz von Lionardo abhängig: Die Mathematik ist Prüfstein und Probiertiegel aller Wissenschaften; jede spekulative, wissenschaftliche, praktische und mechanische Operation ist von ihr hergeleitet. Unter den wahren Erkenntnissen nehmen die mathematischen den ersten Rang ein: sie sind die allergewissesten, und alle Naturerkenntnisse richten sich nach ihnen. Alle anderen Wissenschaften sind bloße Meinungen;

nur die mathematischen sind Gewißeiten (*opinioni—certezze*).

Freilich würde dieses Lob nach Pacioli's eigener Auffassung im vollen Sinne nicht von allen den Wissenschaften gelten, die man damals als die mathematischen bezeichnete. Er bemerkt, nicht ohne Grund, die herkömmliche Aufzählung „Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik“ sei unhaltbar: entweder müsse man die Musik ausschließen, oder die Perspektive gleichfalls gelten lassen. (Den Begriff der Perspektive faßt er reichlich weit; gelegentlich dehnt er ihn über alle bildenden Künste aus; doch ohne ihn in genau bestimmbarer Bedeutung festzuhalten: so wird einmal die Architektur neben der Perspektive gleichfalls als mathematische Wissenschaft genannt.) — In dieser Kritik einer uralten Einteilung der Wissenschaften hat Pacioli einen eigenen kleinen Beitrag zur Klärung des modernen Wissenschaftsbegriffs geleistet. (Allerdings war er nicht der erste, der gegen das alte Schema der „freien Künste“ Einwände erhob: schon Leon Battista Alberti hatte die Malerei ihnen zugezählt.)

Wieder hört man Lionardo aus Pacioli reden, wenn dieser erklärt: das Wissen beginnt mit dem Sehen; das Gesicht ist der vornehmste unserer Sinne. Die mathematischen Wissenschaften sind Grundlage und Leiter (*fondamento e scala*), um von dem Gesehenen aus zu jeder anderen Wissenschaft zu gelangen: denn alles im Universum ist den Bestimmungen von Zahl, Gewicht und Maß unterworfen. Der Einfluß Lionardos weicht aber anderen Einflüssen, wenn Pacioli fortfährt, Duns Scotus (sein großer Ordenslehrer) habe, besonders in den Untersuchungen über die Existenzform der Engel (im zweiten Buch des *Opus Oxoniense*), gezeigt, wie selbst die Theologie der Mathematik nicht entraten

kann. Der Titel des Buches, in dem Pacioli diese Dinge auseinandersetzt, heißt „Die göttliche Proportion“: Pacioli meint, das Verhältnis des goldenen Schnittes deute vielfältig auf Gott selbst. Der goldene Schnitt hat keine Arten und spezifischen Differenzen: er ist einzig wie Gott. Durch die unlösliche Zusammengehörigkeit seiner drei Glieder ist er ein Symbol der Dreieinigkeit. Das Verhältnis, das er bezeichnet, ist irrational, also geheimnisvoll und undefinierbar wie Gott. Dazu ist es unveränderlich wie er. Weit mehr als Duns Scotus ist es der Kardinal Nicolaus von Kues, der unserem Franziskaner den Weg für diese theologische Mathematik gebahnt hat. Und ferner wird Platons Timaeus mit seinem kühnen Unterfangen, das Dasein der Natur aus den reinen Gebilden der Mathematik klar und doch mystisch tief zu konstruieren, Vorbild und Ausgangspunkt für Pacioli's seltsame Spekulationen, an denen uns erst der eigentliche Sinn aufgeht, den die mathematisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung für ihn hatte: nicht die Entwertung alles einzelnen Daseins durch die Unentrinnbarkeit einer es restlos bestimmenden starren Gesetzmäßigkeit ist ihr entscheidender Charakter, sondern die Durchwärmung alles Seienden mit der Gegenwart des unergründlichen göttlichen Lebens.

Das Buch über den goldenen Schnitt ist dem Herzog von Mailand Lodovico Sforza gewidmet. Bis zu welchem Grade die Schmeichelei von den gelehrten Bettlern jener Tage getrieben wurde, mag eine Stelle (aus dem 69. Kapitel) belegen — es ist nicht die einzige, aber allerdings die ungeheuerlichste dieser Art in dem Buche. Im letzten Gesang der Göttlichen Komödie richtet Bernhard von Clairvaux zur Gottesmutter Maria Worte, die zum Himmelhöchsten gehören, was

je Menschen geredet haben. Und sechs von diesen Versen (Vers 16—21) sind unserem Pacioli gerade recht, um an Seine herzogliche Hoheit (Sua Ducale celsitudine) umadressiert zu werden. Die erste der beiden Terzinen — sie preist die Freundlichkeit, die dem Bittenden zuvorkommt — wird in diesem Zusammenhang zu einem Wink mit dem Zaunpfahl, die zweite aber versichert dem Herzog, daß sich in ihm der Schöpfung Güte eint!

Ein Interesse besonderer Art beansprucht die kurze Schrift über die Architektur, sofern Pacioli in ihr den Versuch macht, die bei Lionardo mangelnde, auf Mathematik gegründete Ästhetik auszuführen. Die Abhandlung zeigt eine nicht geringe Fühlung mit der lebendigen Kunst; ihren Hauptinhalt entnimmt sie, in guter Übereinstimmung mit deren Werturteilen, dem großen Werk Vitruvs, das 1414 in einer Handschrift in St.-Gallen entdeckt worden war. Doch ist Pacioli's Ästhetik schließlich charakteristischer Ausdruck seines eigenen Wesens. Auf Vitruv geht der Satz zurück, daß der menschliche Körper das Vorbild aller Schönheit in den Raumkünsten sei; von den Maßverhältnissen seiner Glieder seien die wohlgefälligen Formen der Architektur hergenommen. Aber Pacioli geht über Vitruvs empiristische Ansätze zu einer mathematischen Ästhetik hinaus, wenn er die Tatsache, daß der wohlgestaltete menschliche Körper mathematische Proportionen aufweist, von seiner Mystik her zu verstehen sucht: Gott hat alle Arten von Proportionen und damit die innersten Geheimnisse der Natur in den menschlichen Körper hineingelegt. In platonisierender Weise also wird der Wert der Schönheit darein gesetzt, daß sie die sinnvollen Tiefen des Wirklichen zur Darstellung bringt. Aber, so führt Pacioli weiter aus: die mathematischen Geheimnisse, zu deren Träger Gott den menschlichen Körper gemacht

kann. Der Titel des Buches, in dem Pacioli diese Dinge auseinandersetzt, heißt „Die göttliche Proportion“: Pacioli meint, das Verhältnis des goldenen Schnittes deute vielfältig auf Gott selbst. Der goldene Schnitt hat keine Arten und spezifischen Differenzen: er ist einzig wie Gott. Durch die unauflösbare Zusammengehörigkeit seiner drei Glieder ist er ein Symbol der Dreieinigkeit. Das Verhältnis, das er bezeichnet, ist irrational, also geheimnisvoll und undefinierbar wie Gott. Dazu ist es unveränderlich wie er. Weit mehr als Duns Scotus ist es der Kardinal Nicolaus von Kues, der unserem Franziskaner den Weg für diese theologische Mathematik gebahnt hat. Und ferner wird Platons Timaeus mit seinem kühnen Unterfangen, das Dasein der Natur aus den reinen Gebilden der Mathematik klar und doch mystisch tief zu konstruieren, Vorbild und Ausgangspunkt für Paciolis seltsame Spekulationen, an denen uns erst der eigentliche Sinn aufgeht, den die mathematisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung für ihn hatte: nicht die Entwertung alles einzelnen Daseins durch die Unentrinnbarkeit einer es reflexlos bestimmenden starren Gesetzmäßigkeit ist ihr entscheidender Charakter, sondern die Durchwärmung alles Seienden mit der Gegenwart des unergründlichen göttlichen Lebens.

Das Buch über den goldenen Schnitt ist dem Herzog von Mailand Lodovico Sforza gewidmet. Bis zu welchem Grade die Schmeichelei von den gelehrten Bettlern jener Tage getrieben wurde, mag eine Stelle (aus dem 69. Kapitel) belegen — es ist nicht die einzige, aber allerdings die ungeheuerlichste dieser Art in dem Buche. Im letzten Gesang der Göttlichen Komödie richtet Bernhard von Clairvaux zur Gottesmutter Maria Worte, die zum Himmelhöchsten gehören, was

je Menschen geredet haben. Und sechs von diesen Versen (Vers 16—21) sind unserem Pacioli gerade recht, um an Seine herzogliche Hoheit (Sua Ducale celsitudine) umadressiert zu werden. Die erste der beiden Terzinen — sie preist die Freundlichkeit, die dem Bittenden zuvorkommt — wird in diesem Zusammenhang zu einem Wink mit dem Zaunpfahl, die zweite aber versichert dem Herzog, daß sich in ihm der Schöpfung Güte eint!

Ein Interesse besonderer Art beansprucht die kurze Schrift über die Architektur, sofern Pacioli in ihr den Versuch macht, die bei Lionardo mangelnde, auf Mathematik gegründete Ästhetik auszuführen. Die Abhandlung zeigt eine nicht geringe Fühlung mit der lebendigen Kunst; ihren Hauptinhalt entnimmt sie, in guter Übereinstimmung mit deren Werturteilen, dem großen Werk Vitruvs, das 1414 in einer Handschrift in St.-Gallen entdeckt worden war. Doch ist Paciolis Ästhetik schließlich charakteristischer Ausdruck seines eigenen Wesens. Auf Vitruv geht der Satz zurück, daß der menschliche Körper das Vorbild aller Schönheit in den Raumkünsten sei; von den Maßverhältnissen seiner Glieder seien die wohlgefälligen Formen der Architektur hergenommen. Aber Pacioli geht über Vitruvs empiristische Ansätze zu einer mathematischen Ästhetik hinaus, wenn er die Tatsache, daß der wohlgestaltete menschliche Körper mathematische Proportionen aufweist, von seiner Mystik her zu verstehen sucht: Gott hat alle Arten von Proportionen und damit die innersten Geheimnisse der Natur in den menschlichen Körper hineingelegt. In platonisierender Weise also wird der Wert der Schönheit darein gesetzt, daß sie die sinnvollen Tiefen des Wirklichen zur Darstellung bringt. Aber, so führt Pacioli weiter aus: die mathematischen Geheimnisse, zu deren Träger Gott den menschlichen Körper gemacht

hat, werden von der Kunst nicht völlig ausgeschöpft. Der mathematische Punkt, die mathematische Linie, überhaupt alle Gebilde der Mathematik entziehen sich einer genauen Darstellung in der Wirklichkeit: und so sind auch die Proportionen, die die Schönheit des menschlichen Körpers und weiterhin alle Schönheit überhaupt begründen, nur unvollkommen darstellbar. Pacioli übernimmt aus der Kunsttheorie Platons den Ausdruck, daß die Kunst die Natur nachahme, — aber er setzt hinzu: „so weit ihr das möglich ist“ (Kap. 1: *l'arte imita la natura quanto li sia possibile*; Kap. 20: *ars imitandi naturam in quantum potest*). Der Maler wird die Glieder des menschlichen Körpers mit mathematisch genauen Verhältniszahlen zu bestimmen suchen; aber er kommt nicht zu Ende: zuletzt bleibt vieles seinem *degnio arbitrio*, seinem guten Geschmack überlassen. Und der Architekt wird gleichfalls sich an die Natur anschließen und bei ihr die wohlgefällenden Proportionen suchen: Wenn es sich darum handelt, über eine Säulenreihe eine zweite zu stellen, so zeigt die Natur, daß bei gerade

emporwachsenden Bäumen der Stamm sich nach oben, wo er weniger zu tragen hat, verjüngt; es wird also gefolgert werden müssen, daß die oberen Säulen an Höhe und Dicke knapper sein sollen als die unteren, auf denen die größere Last liegt. Allein das genaue Verhältnis, nach dem die Natur bei der von der Wurzel bis zum Gipfel fortschreitenden Verminderung verfährt, ist uns ein Geheimnis. Indem nun Vitruv verlangt, die oberen Säulen sollten um den vierten Teil kleiner sein, ahmt er die Natur nach, so weit dies geschehen kann; zugleich aber entscheidet er nach seinem freien Wohlgefallen, doch so, daß er auch hier mathematische Bestimmtheit wahr und die Willkür des Baumeisters im Banne der Mathematik, der Gesetzmäßigkeit alles Schönen, festhält. — Die außerordentliche Hochschätzung, die Vitruv als klassischer Lehrer der Architektur bei den Baumeistern der Renaissance genoß, findet so in Pacioli's Ästhetik eine Begründung, von der man anerkennen muß, daß sie einen Zug ins Systematische hat und das Zeichen des sich entfaltenden neuen Geistes trägt.

Gedichte

Von Gerda Mieß

Mutterwunsch

Ich geh mit leisen Schritten
wohl durch mein schlummernd Haus.
Meine beiden Knaben schlafen
ihre bunten Träume aus.

Ich stehe wohl ein Weilchen
an ihren Bettlein still:
Was hinter diesen Stirnen
einst alles dämmern will?

Ich hab' so viele Pläne
in meiner Brust gehegt
und so viel heißes Hoffen
zu früh in Asche gelegt.

O könnt' das einst erwachen
zu neuer Flammen Glut,
könnst' das empor einst stürmen
in meiner Söhne Blut!

Dann dürft' ich ruhig schlafen,
mein Tagwerk wär' getan,
denn meine Straße stiege
aufs neue himmelan.

Ich las ein Märchen

(Meiner ältesten Schwester)

Ich las ein Märchen von einer Frau,
ein Märchen von einer Königin,
ein Frühlingsmärchen voll Himmelsblau —
es wehte wie Veilchenduft darin.

Ich las ein Märchen von Vagenleid,
ein Märchen von echtem Jünglingsweh,
ein Frühlingsmärchen voll Seligkeit —
ich ahne es, ob ich's gleich nicht versteh.

Ich ahne ein jung-erzitterndes Herz,
raschpochendes, heiß-schwermütiges Blut,
die höchste Wonne — den tiefsten Schmerz,
die allverzehrend-flammende Glut.

Ich ahne den reiferen Frauenblick,
die weiche, zärtliche Frauenhand,
ein ungenanntes, fremdartiges Glück,
ein spinnwebzartes, traumsüßes Band.

Ich las ein Märchen so wunderbar
vom Vagen und von der Königin,
ein Frühlingsmärchen, so rein, so klar —
es wehte wie Veilchenduft darin.

Nächte

I.

Lenzweiche Nacht,
es regnet sacht,
da steigt der Saft
in jedem Schaft
zur Blüte hoch.

Auf Tageslast
folgt süße Rast,
es schwirrt der Sinn
verloren hin —
und fühlt doch noch.

Es webt das Hirn
manch' hell' Gestirn,
das durch die Nacht
verheißend lacht —
es webt, es feimt.

O, wer das weiß!
Ein Sehnen heiß
und doch so sacht
geht durch die Nacht —
wohl dem, der träumt!

II.

Tiefschwarze Nacht,
die Glut entfacht
durch Riesenkraft
der Leidenschaft —
und heißes Blut.

Nach Tageslast
nun keine Rast,
nach all dem Mühn
nur neu Erglühn —
das tut nicht gut.

Es brennt das Hirn,
es schmerzt die Stirn,
das Aug' in Glut
im Auge ruht,
die Lippe bebt.

O, wer das weiß!
Das Sehnen heiß,
das geht durchs Mark:
Wer bleibt noch stark? —
Weh dem, der lebt!

Mein wahres Leben

Ob des Alltags wechselvolle Lasten
mir von früh bis spät zu schaffen geben,
nicht dies Treiben ist und nicht dies Hasten,
nicht dies Auf und Ab mein wahres Leben.

Nein, bei jedem Griff, bei jedem Schreiten
fühl' ich meines Blutes schwere Wellen
wonnevoll durch meine Glieder gleiten,
wonnevoll zu meinem Herzen schwellen.

Jeder Atemzug ist ein Genießen,
ist verborg'ner Kräfte süße Ahnung;
jeder Blick kann Wunder mir erschließen,
jeder Ton bringt eine frohe Mahnung.

Und so fühle ich ein stetes Harren
hold verheißend durch mein Dasein schweben:
Wann, ach wann wirst du dich offenbaren,
meine Sehnsucht du, mein wahres Leben?

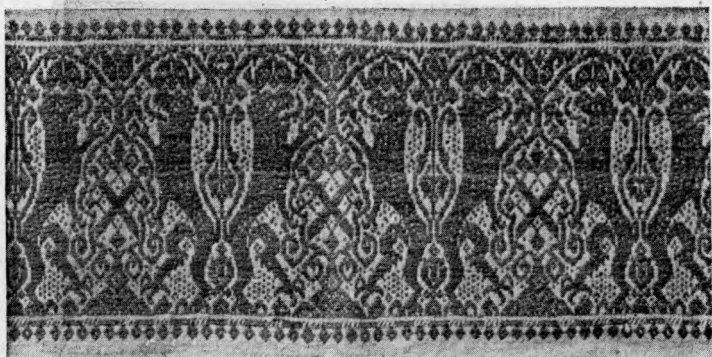


Abbildung 1

Rand eines Tischtuches

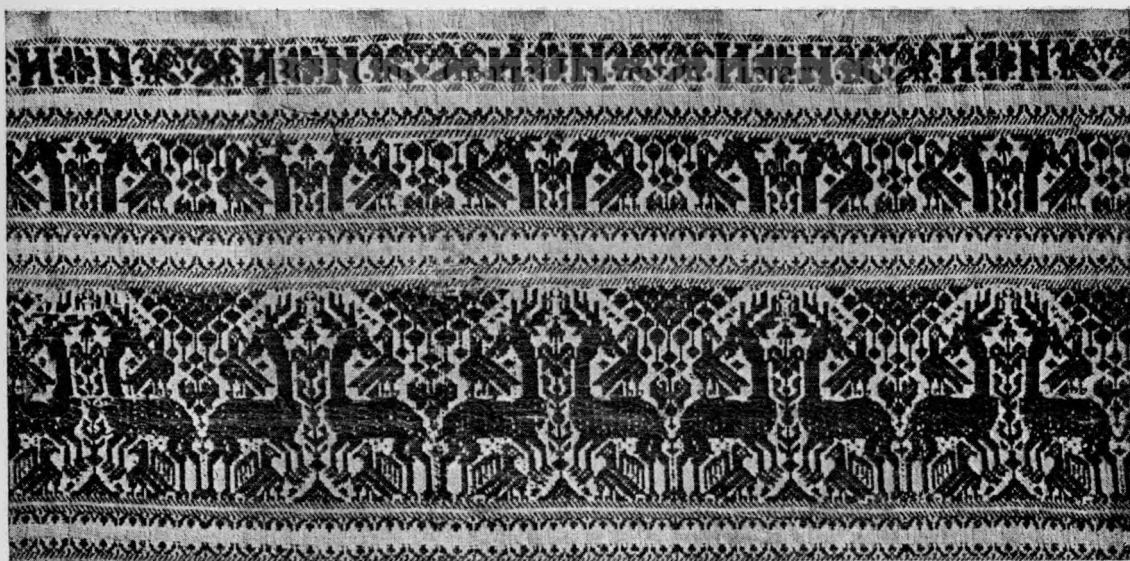


Abbildung 2

Tischtuch

März

Ich sehne mich nach einer Frühlingsnacht,
im Garten müßten Hyazinthen blühen,
ihr Duft ganz weich zu mir herüberziehen
in vollen Wellen, sehnsuchtschwer und sacht.

Am Himmel müßten viele Sterne stehn —
kein Mond — nur Sterne, ungezählt und klar
auf sammtnem Himmel, groß und sonderbar,
wie ferne Welten — weltenfern und schön.

Wildgänse, fliegend über unsre Stadt,
sie müßten melancholisch ihren Schrei
ertönen lassen — und von fern herbei
müßt' eine Geige klingen, leise, matt. —

Es müßte Stille herrschen, tiefe Ruh
in meiner Brust — ein wunschlos schöner Traum,
und nichts mehr wach in meiner Seele Raum,
als meiner Liebe Märchenwelt — und du.

Sächsische Webereien

Von Emil Sigerus

Auf den ersten Stufen aller Kultur findet sich schon die Weberei und zu den ältesten Handwerksgeräten gehört der Webstuhl. Bereits unter den Pfahlbautenfunden lagen Gewebereste, die unzweifelhaft auf einem Webstuhl angefertigt worden waren. Auch darf man annehmen, daß die Textilkunst zu den ersten Künsten gehört, die den übrigen Künsten die Muster für Flächenverzierung gegeben hat. Von den textilen Künsten ist aber — nach Professor A. Kiegl — die Weberei unstreitig die vornehmste und anschaulichste Repräsentantin.

Es kann daran nicht gezweifelt werden, daß unsere Vorfahren bei ihrer Einwanderung in das siebenbürgische Waldland auch gewerbliche Fertigkeiten mitbrachten. Die deutschen Kolonisten des Mittelalters waren als Verteidiger ihrer Ansiedelung ebenso tüchtig, wie als Landbauern und Handwerker. Zur Zeit ihrer Auswanderung aus unserer Urheimat blühte dort in den Städten schon ein hochentwickeltes Gewerbeleben. Ja, sogar

das Zunftwesen mußte den Auswanderern schon bekannt sein, denn in Mainz wird bereits 1099 eine Weberzunft, in Worms 1106 eine Fischerzunft und in Würzburg 1128 eine Schusterzunft erwähnt. Das sind aber Städte, die in oder nahe bei unserer Urheimat sich befinden.

Das Gewebe ist nun ein so überaus notwendiges Produkt des Gewerbefleißes, daß man zur Annahme berechtigt ist, die Weberei habe auch zu den ältesten Erzeugnissen der gewerblich tätigen siebenbürgischen Einwanderer gehört. Sie webten sich wohl vorerst ihren Eigenbedarf, aber sie fanden auch für den Überschuß ihrer gewerblichen Tätigkeit gewiß nicht nur im Lande selbst, sondern überdies in den benachbarten Ländern, der Moldau und Walachei, reichlichen Absatz. Diese Länder kannten noch keine Gewerbe und waren durch viele Jahrhunderte die besten Kunden des sächsischen Gewerbes.

Unter den 19 Zünften, die 1376 an der Regelung der Zunftordnungen sich

beteiligten, befand sich auch die Weberzunft, und hundert Jahre später, 1487, wurden den Leinwebern vom Hermannstädter Rat Zunftgesetze erteilt. In Deutschland war die Leinenweberei im 15. und 16. Jahrhundert mehr, als in allen übrigen europäischen Ländern, entwickelt. 1466 arbeiteten in Augsburg 746 Leinwebermeister und 1600 gar 2900 Meister mit 3500 Gefellen. Ein Augsburger Leinweber war der Stammvater des Fürstengeschlechtes Fugger.

Es ist nun merkwürdig, daß ein so blühendes Gewerbe in Deutschland durch Jahrhunderte in Fesseln persönlicher Unfreiheit blieb! Durch den Verdacht der Unterschlagung wurden die Leinweber, gleich den Müllern, als unehrlich betrachtet. Ihre Zunft stand nicht in der Reihe der „ehrlichen“ Zünfte. Daher heißt es in einem alten Volkslied spottend: „Die Leinweber haben eine saubere Zunft.“ Diese Zunft war auch verpflichtet, bei Hinrichtungen den Galgen aufzustellen. Erst das Reichsgesetz vom Jahre 1731 hob all das auf und reichte die Leinweberzunft in die ehrlichen Zünfte ein. In Siebenbürgen nahmen die Leinweber niemals eine besondere Stelle ein, vielmehr waren sie allen übrigen Zünften ebenbürtig.

Mehr aber als alle anderen Gewerbe hatten die Leinweber von der Konkurrenz, die ihnen die fleißigen Landbäuerinnen machten, zu leiden. Diese verstanden das kunstvolle Weben vortrefflich, bauten Flach und Hanf und konnten insofern billigere Leinwand zu Markte bringen, als der städtische Meister. Daher verwahrte sich denn auch die Bistriker Leinweberzunft energisch gegen diese „Störer“ vom Lande. In ihren Zunftgesetzen vom Jahre 1505 wenden sie sich gegen die webenden Frauen — ihnen webten ja diese keine „himmlischen Rosen ins irdische Leben“ — in Punkt 5: „Hausfrauen dürfen nur Garn, welches von

ihrem Gesinde gesponnen wurde, zu Leinwand, und zwar nur zu ihrem eigenen Gebrauch verarbeiten. Ledige Frauen und Gefellen sollen weder in der Stadt, noch auf dem Lande Weberei treiben. Sun sie's, soll der Rat ihnen das Handwerk legen“. Indes, der Bistriker Rat ließ sich nicht vorschreiben, was er zu tun habe! So mußten denn 1536 nun die Weber der sächsischen Nationsuniversität, als höchste Instanz, ihr Leid klagen, ohne aber auch da viel zu erreichen. Die Nationsuniversität auferlegte den Frauen vom Lande nur einige Beschränkungen bei dem Verkauf ihrer Leinwand, aber sie verbot ihnen weder das Weben, noch den Verkauf ihrer Hausleinen. Allzu groß mag übrigens der Schaden nicht gewesen sein, den die zünftigen Meister durch den Hausfleiß der webenden Frauen erlitten, weil diese doch immer nur ein kleines Absatzgebiet hatten. Die städtischen Meister hingegen setzten ihre Waren nicht bloß in den Nachbarländern, sondern auch weiter in dem Orient ab; das Geschäft ging gut und die Zahl der Meister nahm insofgedessen zu. In Hermannstadt arbeiteten 1657 48, 1829 sogar 66 Leinwebermeister. In Kronstadt gab es 1798 132 Meister mit einem Jahresumsatz von 127.000 fl.; 1807 war die Zahl der Meister auf 175 und der Umsatz auf 346.000 fl. gestiegen, wovon 200.000 fl. auf den Export in das Banat und 128.000 fl. auf jenen in die Walachei entfielen. In Zeiden arbeiteten im gleichen Jahre 189 nicht zünftige Leinweber, in Helldorf 20. Diese betrieben die Weberei bloß mehr als Hausindustrie im Winter und ihr Jahresumsatz bezifferte sich auch nur auf 26.000 fl., Schäßburg nahm bezüglich der Arbeiten der dortigen Leinweber eine hervorragende Stelle ein und so kam es auch, daß dort dieses Gewerbe am längsten florierete. 1856 waren noch 217 Meister, von denen allerdings nur 52

selbständig arbeiteten, in Schäßburg tätig. In Hermannstädter besseren Häusern galt es zum guten Ton, seine Tisch- und Bettwäsche in Schäßburg arbeiten zu lassen. In der Hermannstädter Gewerbeausstellung 1844 wurde ein Kaffeetischtuch mit der Ansicht von Schäßburg bestaunt und prämiert, das der Schäßburger Webermeister Karl Hinterleitner ausgestellt hatte.

Aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte doch schon der Niedergang des Leinwebergewerbes begonnen! Der Hausfleiß der sächsischen Bäuerin hatte das Aufblühen und die Entfaltung der sächsischen Leinweberei in den Städten nicht hindern können; nun aber kam die Konkurrenz von auswärts. In England hatte sich aus dem Gewerbe eine große Fabrikindustrie entwickelt. Fort wurden dort neue Webemaschinen erfunden und benützt. Großbritannien, vor allem Irland, stand bald an der Spitze der Leinenfabrikation. Aber auch Deutschland, besonders Schlesien und die Lausitz, wo schon seit dem 17. Jahrhundert die Leinenweberei sehr schwungvoll betrieben ward, errangen sich eine Stellung auf dem Weltmarkt. Mit diesen Fabrikindustrien konnten die sächsischen Leinweber nicht gleichen Schritt halten. Auch hatte die Überproduktion der Baumwollstoffe fast plötzlich das Leinen stark zurückgedrängt. Obgleich der Gebrauchswert der Baumwollgewebe weit hinter dem Leinen zurücksteht, fand Baumwollleinwand doch überall Eingang, weil sie billiger war. Das kaufende Publikum vergaß dabei, daß die billigste Ware meist die schlechteste ist, denn der innere Wert der Flachleinwand ist um vieles größer, als jener des Baumwollgewebes.

Während die sächsischen Leinweber, die einstens „buwelä gultschmit“ genannt wurden, rasch abnahmen, blieb das Leinenweben als Hausindustrie auf den Dörfern weiter bestehen und unsere sächsischen

Frauen verstehen es auch heute noch, eben so gute, als kunstvolle Leinengewebe herzustellen. Freilich, zurückgegangen ist doch auch diese Hausindustrie, wie aus dem Rückgang des Flachsbauwes zu ersehen ist. In größerer Menge wird Flach nurmehr im Burzenland und dem ehemaligen Repser Stuhl gebaut. Verbreiteter ist der Hanfbau; der Hanf soll in Siebenbürgen in ganz besonderer Güte gedeihen. Daher wurden im ganzen Orient siebenbürgische Seilerwaren vorgezogen. Unsere Bäuerinnen verspinnen den Hanf auch für feinere Gewebe.

Von den Erzeugnissen der zumtägigen Leinenweber aus älterer Zeit dürfte wohl nur mehr wenig vorhanden sein, weil es sich ja da meist um schnell vergängliche Wäschestücke handelte. Ein altes Webe eines Hermannstädter Leinwebers ist wohl der Tischtuchrand, der hier mit Abbildung 1¹⁾ wiedergegeben wird. Das dargestellte heraldische Motiv, das von zwei Löwen gehaltene Hermannstädter Wappen, läßt den Schluß zu, es sei das ein Erzeugnis eines Hermannstädter Webers, weil heraldische Darstellungen — mit Ausnahme des Doppeladlers — in unserer Volkskunst gar nicht vorkommen. Dem stilisierten Ornament nach könnte das Gewebe aus dem 16. Jahrhundert stammen. Gegen eine Datierung spricht aber das Hermannstädter Wappen, denn die Darstellung desselben mit den drei Seeblättern ist erst seit 1631 allgemein üblich. Abriß darf man bei unseren Stickereien und Webereien nicht nach dem Stil des Ornamentes auf das Alter der Arbeit schließen, weil das Ornament sich oft durch Jahrhunderte fortgeerbt hat. Dieses Fortleben eines jahrhundertealten Ornamentes läßt sich an den hier weiter abgebildeten Webereien sächsischer Bäuerinnen bestens beobachten.

¹⁾ Die Originale sämtlicher Abbildungen sind in der Sammlung des Verfassers.

Die Ornamentik unserer Webereien ist im allgemeinen gleich jener der sächsischen Stickerien. Dort, wie hier wird durch die Struktur des Gewebes immer eine geometrische Anordnung in der Flächenmusterung erfordert. Daher kann man bei unseren Webereien die Überführung vieler Muster der Leinenstickerei in das Gebiet der Leinenweberei, aber auch umgekehrt, beobachten. So finden sich denn auch in der sächsischen textilen Volkskunst viele Muster mit so strenger Linienführung, wie sie dem gotischen Kunststil eigen war. Gotisch stilisiert sind die Vögel in der Bauernweberei Abb. 2 und ebenso gotisch ist in dem schmalen Streifen die Benützung des Buchstabens N als fortlaufendes Zierornament. Auch der Pelikan (Abb. 3), der sich die Brust aufschlitzt, als Sinnbild der mütterlichen Liebe, sowie der seinen Kopf wendende Hirsch (Abb. 2) sind alte, schon der romanischen Stilperiode eigene Motive. Der Hirsch in dieser Darstellung versinnbildlicht, nach der mittelalterlichen Tiersymbolik, die müde Seele, die Trost ersehnt, indem sie sich der im himmlischen Licht wohnenden Gnade zuwendet. Der lichtfrohe Adler

stellt dabei das göttliche Licht vor. Unsere Bäuerinnen wissen nicht mehr die von ihnen gewebte Symbolik zu deuten, aber sie weben noch heute diese uralten Muster in Rissen und Tücher ein. Häufiger freilich werden Pflanzenornamente und Sterne zur Verzierung der Webereien benützt. Ein besonders reiches Sternmuster zeigt Abb. 4.

Natürlich erfanden unsere fleißigen Weberinnen vom Lande gar manche Muster selbst oder stellten sich diese aus vorhandenen zusammen. Wie naiv sie dabei mitunter vorgingen, zeigt die schmale Vorte der Abb. 2. Die Weberin hat zu derselben bloß den oberen Teil der breiten Vorte benützt und so erscheint hier nur der Kopf des Hirschen und der Adler.

Noch sei erwähnt, daß zu der Musterbildung der sächsischen Weberei fast ausschließlich rotes und blaues Garn — soweit es sich nicht um völlig weiße Damastgewebe handelt — Verwendung fanden.

Jedenfalls verdienen, gleich den Stickerien, auch die sächsischen Webereien, schon der Schönheit ihrer stilgerechten Linienführung wegen, mehr Beachtung, als ihnen bisher zuteil ward.

Politik und Volkswirtschaft

Politische Rundschau

Der Regionalismus in der romanischen Politik

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, am 21. Juni 1921.

Es liegt etwas Prophetisches in der sächsischen politischen Kritik. Das läßt sich seit dem Herbst des Jahres 1918 fast an jeder einzelnen Frage genau verfolgen. Sie hat die kommenden Ereignisse in der Regel um Monate richtig vorausgesehen. So war es in den Fragen der allgemeinen Wirtschaftspolitik und

auch in der für uns entscheidenden Frage der Entwicklung der besonderen siebenbürgischen Verhältnisse. Dieses schärfere Urteil ist begründet in der beobachtenden, leidenschaftsfreien Stellung, die wir im politischen Getriebe einnehmen. Es hat in der siebenbürgischen Politik bisher die Einstellung auf größere Zeiträume, auf weite Sicht fast vollständig gefehlt.

Das trat schon in Karlsburg zutage, als die Frage der Überleitung Siebenbürgens in die neuen Verhältnisse eine zeitlich ausschließlich vom Zufall begrenzte Lösung fand, indem die Autonomie Siebenbürgens mit dem Zeitpunkt der Einberufung der gesetzgebenden Versammlung ihr Ende finden sollte. Die eigentliche Krise aber begann zur Zeit der Regierung Bajdas infolge des Kampfes der von Oktavian Goga geführten Gruppe der siebenbürgischen Nationalpartei gegen den weiteren Bestand des Klausenburger Regierungsrates. Damals erhielt das Schlagwort der Unifizierung, der Vereinheitlichung um jeden Preis zum ersten Male seine unwiderstehliche Kraft. Kein Politiker wagte es, die ursprünglich eingeleitete Politik der allmählichen Vereinheitlichung noch energisch zu vertreten oder gar fortzuführen. Die ganze siebenbürgische Frage wurde zum Spielball der reinen Tagespolitik, des Kampfes um die Behauptung der politischen Macht. Seit einem Jahre nun ist eine ganze Reihe von Versuchen unternommen worden, die Vereinheitlichung auch tatsächlich mit Windeiseile durchzuführen. Ein besonderes System ist dabei nicht verfolgt worden. Zum Teil wurden Ministerratsbeschlüsse gefaßt, dann Ministerialverordnungen erlassen, nie aber ist noch der organische Weg der neuen einheitlichen Gesetzgebung beschritten worden. Es hätte auch bei einer beschleunigten Vereinheitlichungspolitik ein Grundsatz zunächst unbedingt befolgt werden müssen, und zwar der, die gegenwärtig noch in Geltung befindlichen Gesetze bis zu ihrer gesetzmäßigen Außerkräftsetzung unbedingt streng zu beachten. Dafür ist die Achtung der bisherigen Gesetze in Wirklichkeit nicht mehr immer für notwendig und selbstverständlich gehalten worden und so ist in die Bevölkerung allmählich das Gefühl der allgemeinen Rechtsunsicher-

heit hineingekommen. Die Versuche der Vereinheitlichung um jeden Preis können heute schon als endgültig gescheitert angesehen werden. Ein Jahr Arbeit ist aber damit verloren gegangen und ebenso ein gut Stück bürgerlicher Ordnung und bürgerlichen Friedens. Die Absicht der Regierung war die möglichst rasche Verschmelzung der neuen Gebiete, das Ergebnis ihrer Politik ist das Entstehen sogenannter regionalistischer Bestrebungen. Zuerst wurden wir Sachsen regionalistisch gescholten, dann die Anhänger der siebenbürgischen Nationalpartei und jetzt — Minister Groza und seine Freunde.

Wir sehen in diesen Ereignissen einen natürlichen Entwicklungsprozeß. Die Dinge des praktischen Lebens lassen sich nicht dauernd unter die Herrschaft von Schlagworten stellen, die lediglich der Gefühlswelt oder im schlechteren Falle bloß parteitaktischen Erwägungen entnommen sind. Das großrömische Reich faßt fünf Gebiete zusammen, die Jahrhunderte hindurch unter ganz verschiedenen Kultur- und Wirtschaftseinrichtungen gestanden sind. In keinem einzigen der Nachfolgerstaaten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie gestaltet sich das Vereinheitlichungsproblem so schwierig, wie gerade bei uns. Deshalb muß es mit nüchterner Sachkenntnis behandelt werden und nicht mit nationalpolitischer Ungeduld. Es kann wohl kein Gelehrter und noch viel weniger ein Politiker ohne weiteres sagen, welches Gebiet, einschließlich das Altreich, die fortgeschrittenste Gesetzgebung hat. Die Staatspolitik kann bei der Vereinheitlichung selbstverständlich nur zum Ziele haben, alle Gebiete einer höheren Entwicklung entgegenzuführen. Darum liegt gerade in der forcierten Vereinheitlichung die größte Gefahr für den Staat. Regionalismus ist begrifflich das Streben eines Landesteiles nach verfassungsmäßiger

Autonomie, d. h. nach Übertragung eines Teiles des Gesetzgebungsrechtes auf eine Reichsprovinz. Wer die Gemütsverfassung des rumänischen Volkes in Siebenbürgen und dem Banat kennt, muß sagen, daß eine derartige politische Forderung bisher noch nirgends erhoben worden ist. Das einzige, was wir deutlich beobachten können, ist die steigende Abneigung der Siebenbürger Rumänen gegen Beamte aus dem Altreich. Der Beweggrund dafür ist aber nicht politischer Art, sondern lediglich die Erfahrung, daß die mangelnde Kenntnis der Bevölkerung und vor allem der bei uns bestehenden Gesetze die reichsrumänischen Beamten nicht befähigt, durch ihre Arbeit der Rechtspflege und Verwaltung wirklich von Nutzen zu sein. Regionalismus ist in Siebenbürgen vorläufig nur Abwehr gegen unvernünftige Gleichmacherei und könnte staatspolitischen Charakter bloß dann erhalten, wenn die bisherige Art der Vereinheitlichung um jeden Preis weiter fortgesetzt würde. Es ist jedenfalls eine eigentümliche Erscheinung, daß jede kritische Betrachtung der Unifizierung von der altromänischen Presse und den dortigen Parteien als Regionalismus angesehen wird. Es wird dabei nicht bedacht, daß die größten Regionalisten die altromänischen Politiker selbst sind. Sie begnügen sich nicht damit, daß die Staatseinrichtungen ihres Landesteiles im ganzen Umfange unverändert erhalten bleiben, sondern verlangen, daß die neuen Gebiete ihre Gesetze nach Möglichkeit auch übernehmen. Ein derartiges Verhalten können wir nur parteipolitisch verstehen. Es ist den einzelnen altromänischen Parteien wohl leichter möglich, ihr Wirkungsgebiet auch auf die neuen Provinzen auszudehnen, wenn ihnen dort zur Organisation dieselben staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zur Verfügung stehen, wie in Altromänien. Staatspolitisch begehnen sie

aber am neuen Reiche durch diese Methode in Wirklichkeit ein schweres Verbrechen. Der Widerstand gegen dieses System hat die Siebenbürger Politiker auch in vielem schon wieder zusammengeführt. Wenn die jüngsten Beschlüsse der Nationalpartei von Klausenburg parteipolitisch von den siebenbürgischen Mitgliedern der Avereşcupartei auch scharf kritisiert werden, so liegen sie doch, von einer höheren Warte betrachtet, auf derselben Linie wie die von uns mit aufrichtiger Freude begrüßte Politik des neuen Ministers für Siebenbürgen Dr. Peter Groza. Der Grundsatz „Siebenbürgen den Siebenbürgern“ ist in seinem Wesen richtig und wird heute eigentlich in gewissem Sinne von allen siebenbürgischen Parteien vertreten, nur ist es besser — einen derartigen Grundsatz nicht laut auszusprechen. Das heutige Stadium der „regionalistischen“ Bestrebungen läßt sich schwer umschreiben. Jedenfalls sind alle siebenbürgischen Politiker im Abwehrkampf gegen den Regionalismus des Altreiches, der sich zum Teil den Grundsatz „Siebenbürgen ohne die Siebenbürger“ zu eigen gemacht hat. Ob sich aus diesen Mißstimmungen eine wirkliche Provinzialpolitik entwickeln wird, hängt lediglich von der größeren oder geringeren politischen Weisheit der altromänischen Politiker ab. Was jedenfalls bleiben wird, ist die Abwehr gegen den allzugroßen Zentralismus und die Verteidigung der Einrichtungen der Selbstverwaltung, die von der gesamten siebenbürgischen Bevölkerung nicht ohne Kampf aufgegeben werden können. Unsere seinerzeitige Prophezeiung hat sich in allem als richtig erwiesen. Wir sagten den „Regionalismus“ von heute voraus. Er wird verschwinden oder wachsen, je nachdem das Staatsinteresse über die Parteirücksichten oder die Parteirücksichten über das Staatsinteresse den Sieg davontragen werden.

Volkswirtschaftliche Rundschau

Von Dr. phil. Otto Fritz Sickeli.

Die volkswirtschaftlichen Artikel in den Siebenbürgischen Tageszeitungen haben seit dem Frühjahr 1919 eine beachtenswerte Wandlung mitgemacht. Im Anfange war immer wieder von den großen Möglichkeiten die Rede, die sich für unsere wirtschaftl. Entwicklung boten, später fand man Klage über Klage, die gegen die Regierung gerichtet waren und Prophezeihungen einer künftigen wirtschaftlichen Krise.

Heute sind wir einen Schritt weiter gekommen. Die Prophezeihungen haben sich erfüllt. Die Krise ist da. Charakteristisch dafür ist ein Ausspruch des neuen Ministers für Siebenbürgen, daß Industrie und Handel in Siebenbürgen darnieder lägen. Es genügt natürlich nicht, diese Tatsache zu konstatieren, sondern wir müssen versuchen die Gründe und das Ausmaß dieser Krise zu erfassen, wenn es uns möglich sein soll auf ihren weiteren Verlauf, das heißt, auf unsere wirtschaftliche Zukunft Schlüsse zu ziehen.

Wir müssen uns zunächst fragen, worin sich diese Krise eigentlich äußert. Als ihr Vorbote begann sich schon im Herbst 1920, kurz nach der Einwechslung der Kronen bemerkbare Geldknappheit fühlbar zu machen. Die Folge davon war, daß ein großer Teil unserer Banken die Kredite gänzlich einstellte und dadurch alle Unternehmungen, die mit fremdem Gelde arbeiteten, plötzlich vor den Zusammenbruch gestellt wurden. Aber auch fest fundierte Unternehmungen begannen empfindlich zu leiden. Das Geld wurde auch in den Händen des Käufers seltener. Infolgedessen begann die Kaufkraft des Geldes, wenn auch sehr allmählich, wieder zu steigen und damit setzte die Kaufkraft aus. Man fürchtete nicht mehr, daß alles noch teurer werden würde, sondern hoffte wieder auf einen Rückgang der Preise,

den man abwarten wollte. Bei einem großen Teil des konsumierenden Publikums, den Bauern, machte sich indessen auch eine Verschlechterung der materiellen Lage geltend. Die Maximalisierung der Lebensmittelpreise, noch mehr aber die Konkurrenz Altromaniens, endlich aber das Verbot der Viehaußfuhr, haben bewirkt, daß unsere Bauernschaft von anscheinendem goldenem Überfluß innerhalb eines Jahres in die gedrückten Verhältnisse der Vorkriegszeit zurückgesunken ist. Unser gesamtes Wirtschaftsleben ist aber in letzter Linie doch auf unseren Bauern aufgebaut, und insolgedessen lastet der wirtschaftliche Rückschlag, der unsere Bauernschaft getroffen hat, schwer auf unserem gesamten wirtschaftlichen Leben.

Man kann von einer industriellen Überproduktion in Siebenbürgen heute noch nicht sprechen. Nicht die Steigerung des Angebotes, sondern die Verminderung der Nachfrage ist die Ursache der allgemeinen Stagnation. Die Rückgänge der Preise, soweit sie die Erzeugnisse unserer bodenständigen Industrie betreffen, sind nicht ein erfreuliches Zeichen gesteigerter Produktion, sondern die Folge einer allgemeinen Verarmung.

Die Geldknappheit und die Verarmung unseres Bauern sind die tiefen Ursachen der eigentlichen wirtschaftlichen Krise, durch die auch die bodenständigen Vorkriegsunternehmungen schwer getroffen werden. Auf die Probleme, die sich hieraus ergeben, wird später noch zurückzukommen sein.

Es ist diese Krise mit einem anderen Prozesse aber nicht zu verwechseln, welcher zwar auch einer größeren Anzahl von Unternehmungen, den Todesstoß versetzt, trotzdem aber eher als eine Gesundung unseres wirtschaftlichen Lebens zu be-

trachten ist: die Angleichung der Warenpreise an den Weltmarktpreis. Die Angriffe des Vorjahres gegen die Wirtschaftspolitik Großromaniens beschäftigten sich in erster Linie mit dem Verlagen der Verkehrsmittel und dem Mangel an handels- und verkehrspolitischen Abkommen mit den westlichen Nachbarstaaten. Großromänien, und insbesondere Siebenbürgen hat in einer splendid isolation von jeglichem wirtschaftlichen Verkehre mit den westlichen Nachbarstaaten gelebt. Infolgedessen trat ein ungeheurer Mangel an allen Industrieartikeln, die im Lande nicht erzeugt wurden, ein. Die Folge war, daß in Siebenbürgen noch ungeheuerere Preissteigerungen eintraten, als in der übrigen Welt. Die siebenbürgischen Preise stellten ein mehrfaches des Weltmarktpreises dar. Dieses führte zu zwei weiteren Konsequenzen. Zunächst erstarrte bei uns

das Schiebertum ganz außerordentlich, dann aber begann eine Unmenge von Unternehmungen aus dem Boden zu schießen, die nur durch die ungeheueren Preise rentabel waren.

Die Konsolidierung der Verhältnisse, die Handelsverträge und Verkehrsabkommen der letzten Zeit haben dazu geführt, daß der Industrie Westeuropas die Wege zu uns wieder eröffnet worden sind. Dadurch sind die Preisstürze eingetreten, die einen großen Teil der Nachkriegsunternehmungen wieder vernichtet haben, eine Entwicklung, die man indes mit der Krise, die unsere bodenständige Industrie heute trifft, nicht verwechseln darf. Wir können das Verdorren mancher Blüte, die uns Früchte versprach, vielleicht bedauern. Unsere Sorge aber muß unserer Landwirtschaft und unserer bodenständigen Industrie gelten.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

L i t e r a t u r

Voltaire: Mein Aufenthalt in Berlin. (D. C. Recht Verlag, München 1921).

150 Jahre lang war dies Buch in Deutschland verboten. Es stand für das Gottesgnadentum der Krone zu viel Wahrheit in Voltaires klatschfüchtiger Schrift, die trotz aller persönlichen Eitelkeit des Verfassers Friedrich und seinen Vater richtiger und menschlich näher zeichnet, als sie uns die Geschichte mit ihrem staatlich privilegierten Winkelspiegel jemals wiedergab. Die Zeit des Siebenjährigen Krieges, die Potsdamer Tafelrunde, der Wiß und Egoismus des Königs, all dieses lernen wir durch den national uninteressierten Franzosen kennen in einer geistreich böshaften, aber letzten Endes doch auch gerechten Art des Urteils. Es ist verständlich, daß das Büchlein solange von der Zensur zurückgehalten wurde und doch lächelt man über diese Verfügung, denn welch ein gewaltiger Mensch schält sich in dieser grellen Belichtung aus dem bisher

versüßten Bild des großen Königs, das nun mit menschlichen Fehlern behaftet, um so mächtiger ersteht.

Prof. Dr. Franz Landsberger: Impressionismus und Expressionismus. Eine Einführung in das Wesen der neuen Kunst. (Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1920).

Eine kurze, durchaus für Laien verständliche Abhandlung über das Wesentliche der expressionistischen Malerei und Bildhauerei, immer im Parallele zum Impressionismus dargestellt. Die Schrift wird fast allen Symptomen und Ideen beider Kunstströmungen gerecht und wird, gerade durch ihre Anspruchslosigkeit, auch in unseren heimischen Kreisen, denen größere Werke durch die hohe Preislage verschlossen bleiben, viel zum Verständnis der jungen Kunstbewegung beitragen können. Dem Büchlein sind 24 Abbildungen beigelegt.

H. Z.